

undisciplined thinking_

2/2020_text

Claus Pias_ Digitale Kulturen und das Erbe der Medienkritik

undisciplined thinking_ is a research platform founded by Katrin Solhdju and Margarete Vöhringer. Inspired by Sigrid Weigel's work it explores the tensions between disciplined academic culture and the complex world surrounding us, and facilitates the publication of new, interdisciplinary analyses through the most hybrid forums of all – the internet.

more_ [undisciplined thinking_](#)

I. Die Medien sind schuld¹

Nicht erst seit der sogenannten »Digitalisierung« ist es üblich, Gesellschaftskritik in Form von Medienkritik abzuwickeln. Das nachgerade klassische Modell dazu besteht aus vier Elementen. *Erstens* wird *Dringlichkeit* festgestellt: Irgendetwas steht immer gerade auf dem Spiel (wie zum Beispiel Werte, Gemeinschaft oder Bildung) und bedarf des sofortigen wortmächtigen Einschreitens zur Vermeidung von Schlimmerem. *Zweitens* gibt es ein Erschrecken über abhanden gekommene *Evidenzen*: Eine scheinbar eben noch vorhandene Unmittelbarkeit, Einheit oder Wahrheit wird plötzlich als beschädigt, verschleiert oder korrumpiert erfahren. *Drittens* bedarf es einer flexiblen *Zuschreibung von Verantwortlichkeit*: Einzelne Medien tragen die Schuld an einem je grundlegenden Umbruch und werden dessen im kritischen Prozeß überführt. Durch diese den Medien zugesprochene Macht schafft sich Kritik den Ort ihrer Geltung. Und *viertens* und zuletzt eine historische *Verlusterzählung*: Die jeweils neuen, unvertrauten Medien werden an den jeweils alten, schon habitualisierten Medien bemessen und können dabei solange nur verlieren, bis sie irgendwann selbst zu alten Medien geworden sein werden.

Dieses strategische Quartett von Argumenten läßt sich an verschiedenen Schauplätzen der Geschichte des Mediendenkens im 20. Jahrhundert (und darüber hinaus) rekonstruieren – sei es etwa in Karl Kraus' Pressekritik eines »Impressionistischwerdens« der Nachricht, sei es in Günther Anders' Fernsehkritik eines Erfahrungsverlusts und einer Zurichtung von Wirklichkeit, oder sei es in Vilém Flussers Bildkritik eines Endes von Argumenten und Geschichtlichkeit. In diese Traditionslinie fügt sich seit etlichen Jahren eine Medienkritik digitaler Kulturen ein, die unter dem Schlagwort des »Präsentismus« geführt wird.

Die verschiedenen Spielarten der Präsentismus-These besagen, daß die gegenwärtige Kultur (selbstredend im Singular) durch digitale Medien von einem überwältigenden Überschuß an Gegenwart geprägt sei. Die Beschleunigung durch Computerisierung bewirke (so könnte man zusammenfassen), daß alles nahezu gleichzeitig in die Gegenwart drängt, so daß am Ende nichts weiter übrigbleibe als eine sowohl atemlose wie zugleich stillstehende Gegenwart ohne Vergangenheits- und Zukunftshorizont, die eben dadurch selbst nicht mehr »erfahren« werden könne.

Beispielhaft dafür sind Bücher wie *Present Shock: Wenn alles jetzt passiert* des Publizisten Douglas Rushkoff. In allen Lebensbereichen, so Rushkoff, herrsche ein »Gegenwartsschock«, eine Fixierung auf das »Jetzt« und ein Zustand andauernder Überforderung durch Gleichzeitiges, der keine Zeit zur Reflexion mehr lasse. Schuld daran seien die digitalen Medien, denen er – wie es sich für einen alarmierten Kulturkritiker am Puls der Zeit gehört – mit einer Mischung aus Arroganz und Bewunderung gegenübersteht. Digitale Medien seien so mächtig, daß sie einen »narrativen Kollaps« auslösen, nicht mehr erzählen zu können, und daß sie in eine »Digiphrenie« zwischen einer Scheingegenwart im »digitalen Dauerbombardement« und dem wahren Jetzt des »echten lebenden Menschen« führen.

Selbstredend liegt daher ein Lösungsangebot nahe, das die vom Medienkritiker konstatierte Medienmacht nicht in Frage stellt, sondern seine Leserschaft mit der (aussichtslosen)

¹ Zuerst (und leicht gekürzt) erschienen als »Gestern und morgen sind abgeschafft«, in: Frankfurter Allgemeine Quarterly, 4 (2019), S. 108-114.

Kompensation solcher Verluste beauftragt. Im Sinne der alten Tugend der *temperantia* gehe es »darum, die optimale Balance zwischen Speicher und Strom, Innehalten und Fluss zu finden.« Damit ist zugleich auf ein nicht unerhebliches Marktsegment verwiesen, das sich auf derlei Medienkritik berufen kann – nämlich digitale Entgiftungskuren, Heilung von »oversharing« oder »WhatsAppitis«, das innere Erlebnis von »Auszeiten« und temporärem Medienverzicht (»digital sabbath«), Entschleunigung durch »slow media« oder Entnetzung durch »shield ware«, »unplugged classrooms« sowie die dazugehörige, umfangreiche Bekenntnis- und Ratgeberliteratur.

Wie medienvergessen (und darin selbst präsentistisch) solche Medienkritik der »Digitalisierung« geraten kann, zeigt sich schon daran, daß drei Jahrzehnte zuvor bereits das Gleiche vom Fernsehen behauptet wurde. So schrieb beispielsweise Neil Postman in seinem Bestseller *Wir amüsieren uns zu Tode* von 1985 über die »Now... this«-Kultur: »Der Ausdruck ›Und jetzt...‹ (in Radio und Fernsehen) umfaßt das Eingeständnis, daß die von den blitzschnellen elektronischen Medien entworfene Welt keine Ordnung und keine Bedeutung hat und nicht ernst genommen zu werden braucht.« Durch einen nicht abreißen Strom fragmentarischer und kontextfreier Belanglosigkeiten verschwinde, so Postman weiter, jede Zeit nachzudenken. In einer Entwicklung, die auch auf alte Medien übergreift, würden »Logik, Vernunft, Folgerichtigkeit, Widerspruchslosigkeit« und sogar »Wahrheit« an »primitive« Gefühlsregungen, abwechselnde Stimmungen und kurzfristige Affekte preisgegeben. Und auf dem Spiel stehe dabei nichts geringeres als das »Überleben einer Kultur«, die sich kein Urteil mehr über die Welt bilden könne.

II. Unter Digitalisierungs-Stress

Vergleicht man dies mit den rezenten, meist ebenso erhitzt wie atemlos ausgetragenen Diskussionen um Wohl und Wehe der »Digitalisierung« in Politik und Wirtschaft, dann überrascht daran nicht etwa die erwartbare Differenz, sondern die radikale *Ähnlichkeit* zwischen Affirmation und Kritik. Die zahllosen Debatten über die digitale Zukunft von Kultur oder Verwaltung, Industrie, Bildung oder Forschung, die zuverlässig im Zeichen analytischer Nullbegriffe wie »gut oder böse«, »Fluch oder Segen« oder »Warum und was wir dagegen tun können« geführt werden, zeichnen sich vor allem durch beiderseitige Blindheit für ihre geteilten Grundannahmen aus. Man kann dies leicht durchbuchstabieren:

Offensichtlich ist zunächst das Element der *Dringlichkeit*: Wer über »Digitalisierung« erst mal nachdenken will, gerät schon unter Verdacht dazu beizutragen, daß der Standort Deutschland den vielzitierten »Anschluß« verliert, daß Arbeitsplätze aufs Spiel gesetzt oder die Bildungschancen »unserer« Kinder riskiert werden. »Digitalisierung« erscheint dabei stets als zeitkritisch – als andauernder Handlungs- und Entscheidungsdruck durch etwas, das zwar sowieso gerade irgendwie passiert, gleichwohl aber immer sofortige Reaktionen einfordert. Ebenso findet sich das Element des *Evidenzverlusts*: Das Erschrecken über bereits neu entstandene und noch entstehende Kulturtechniken (und sei es etwas so Banales wie die bloße Kenntnisnahme von YouTube oder Twitter) mündet nicht etwa in Neugier, sondern spaltet sich unter dem empfundenen Zeitdruck in kulturkritische Verdammung oder einen Imperativ unbeholfener Aneignung. Drittens teilt man sich das Element einer *Verantwortlichkeit*, die »den Medien« für eine Gesamtheit grundlegender Umbrüche unterstellt wird. Dafür sind die Konkreta digitaler Medien und ihre unterschiedlichen Kulturen eher gleichgültig. Daß ein

Protokoll, ein Smartphone oder ein High Performance Computer, eine »soziale« Plattform, eine Verwaltungssoftware oder der Bildschirmarbeitsplatz einer Clickworkerin jeweils als »Medium« beobachtet werden können (und damit zugleich sehr unterschiedliche Materialitäten, soziale Situationen oder Gebrauchsweisen) wirkt nur unattraktiv kompliziert und glanzlos gegenüber der vollmundigen Behauptung, »digitale Technologien« an sich seien der Motor epochaler Veränderungen. Epochenbehauptungen brauchen ihr »Leitmedium«, dem man so viel Macht zumuten kann, daß es alternativlos erscheint, nicht auf seine Zukunft zu setzen. Deshalb kann auch das letzte Element der historischen *Verlusterzählung* leicht mitbenutzt werden, wenn man es nur in eine fortschrittsgewisse Erzählung umzumünzen weiß. Werturteile über alte oder neue Medien sind dabei der uninteressanteste Schauplatz. Denn egal, ob »Digitalisierung« irgendetwas »besser« oder »schlechter« macht – sobald sie einmal als Grund des historischen Wandels identifiziert ist und dafür einsteht, die Welt grundlegend *anders* werden zu lassen, hat sie sich bereits als wettbewerbsfähig qualifiziert, so daß die Investition in ihre »Innovationen« zum Wert an sich geraten kann.

Nimmt man all dies zusammen, so läßt sich schwerlich abstreiten, daß die Rede von der »Digitalisierung« selbst zutiefst präsentistisch ist. Erst recht, wenn man einbezieht, daß sie sich nun bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert unter wechselnden Begriffen wiederholt – beginnend vielleicht mit der Frage der sogenannten »Automatisierung« in den 1950er Jahren. Seitdem kehrt sie in regelmäßig hochschlagenden Wellen von Zumutungen, Maßnahmen und Versprechen wieder, die dann stets abebben und vergessen werden, um unter einem neuen Buzzword wieder anzuschwellen. »Digitalisierung« kennt keine Vergangenheit, weil der Erfolg ihrer »Jetztigkeit« (David Gelernter) von nie abreißen *tipping points* dauernd anstehender »Revolutionen« abhängt – und sie kennt keine Zukunft, weil sie diese nur als ständig drängendes Update einer sich in ihr stets wiederholenden Gegenwart verstehen kann.

Diese Feststellung allein erklärt jedoch noch nichts. Denn zweifellos hat die Computerisierung bereits nachdrücklich jene Welt verändert, deren Teil wir und unsere Beobachtungen sind. Digitale Medien haben in diesem Sinne längst in die Vorstellungen von Gegenwärtigkeit eingegriffen, und sie haben veränderte Schematismen ausgebildet, die am Denken ihrer eigenen Gegenwart immer schon mitarbeiten. Die anspruchsvollere Aufgabe liegt insofern darin, den Präsentismus der »Digitalisierung« in Wirtschaft und Politik besser zu verstehen und dabei das Argumentationsschema, das sie mit ihrer geisteswissenschaftlichen Kritik teilt, nicht unbefragt zu übernehmen, sondern dessen historische Bedingungen erst einmal wieder sichtbar zu machen. Ein solcher Versuch könnte mit der Erinnerung daran beginnen, daß auch das seit über 50 Jahren angekündigte oder behauptete »digitale Zeitalter« keine Augenzeugen hat. Denn Epochenbegriffe sind immer zugleich konstruktive Erkenntnis Konzepte, wie auch Ausdruck eines Epochenbewußtseins, das von je geschichtlichen Situationen angestoßen und geformt ist. Um den Präsentismus der Rede von »Digitalisierung« zu verstehen, müßte man daher *einerseits* den Blick auf historische Veränderungen von Zeitverständnissen richten, und *andererseits* den Haushalt an Narrativen rekonstruieren, die dazu führen, daß »Digitalisierung« heute nur präsentistisch und nicht anders von sich erzählen kann.

III. Kybernetische Zeitsemantik

Um das für die »Digitalisierung« maßgebliche Gegenwartsverständnis besser zu begreifen, sollte man sich zunächst an jene Kybernetik erinnern, die während des Zweiten Weltkriegs neu formuliert wurde und in den beiden Folgejahrzehnten in aller Munde war. Denn der Erfolg kybernetischer Denkfiguren war so durchschlagend, daß diese in alle Wissens- und Wissenschaftsbereiche ausschwärmten und einsickern konnten, ohne daß die Kybernetik noch als einzelne Wissenschaftsdisziplin hätte institutionalisiert werden müssen.

Aufschlußreich sind dabei vor allem die unzähligen populären Darstellungen der 1950er und 60er Jahre. Wieder und wieder wird dort an Alltagsbeispielen dargestellt und erklärt, wie Regelungskreisläufe funktionieren. Notorisch ist vor allem der Thermostat, dessen Funktion in keiner Einführung fehlen darf: Am »Regler« wird eine gewünschte Raumtemperatur als »Ziel« eingestellt, ein »Meßfühler« kommuniziert einen »Ist-Wert« als Information an einen »Regler«, der ihn mit dem »Sollwert« vergleicht und über ein »Stellglied« in bestimmten zeitlichen Abständen interveniert, damit das Ziel einer gleichbleibenden Temperatur erreicht wird. Meist wurden solche Regelungskreisläufe als Diagramme mit kreisförmig angeordneten Pfeilen illustriert, über denen das Ziel schwebte. Und plötzlich schien nichts mehr unregelmäßig, sobald es erst einmal in ein solches Diagramm eingetragen war: Ob Schülererziehung oder Blutzuckerspiegel, ob Spaghettikochen, Satellitenflugbahnen oder ganze Volkswirtschaften – die Regelbarkeit dessen, was an der systematischen Stelle von »Ziel« eingetragen war, erschien sofort evident. Dies ist umso erstaunlicher, als solche Diagramme ja dynamische, zeitkritische, materielle und vor allem andauernd gestörte, also fragile Prozesse darstellen. Was die populären Diagramme der Kybernetik jedoch ausstrahlen, ist eine merkwürdige Unerschütterlichkeit, Ruhe und Zeitenthobenheit. Um das, was als Ziel gesetzt wurde (so scheinen sie zu versichern), wird sich ein maschinelles Ensemble kümmern, dessen Details nicht weiter interessieren, das aber verbürgt, daß die Zukunft zuverlässig eintreten und immer schon wie gewünscht gewesen sein wird.

Vor ihrer Demilitarisierung waren Sinn und Zweck solcher Mechanismen noch offensichtlicher. Norbert Wiener, das »Wunderkind« der Kybernetik, faßte die spezifische Form dieses Regierungs- und Regulationswissens unter dem Begriff der »Prädiktion« zusammen. Und deren prominentestes Einsatzgebiet war bekanntlich die Automatisierung von Flugabwehrgeschützen. »Prädiktion« heißt dabei, die Flugbahn des Ziels und die Flugbahn des Geschosses in Abhängigkeit voneinander vorherzusagen. Das Geschöß fliegt nicht dorthin, wo das Ziel gerade ist, sondern dorthin wo es demnächst sein wird – also in die Zukunft des Ziels, die im Idealfall (des Treffers) zugleich auch seine eigene Zukunft ist. Dazu wird einerseits der Zickzack-Kurs des ausweichenden Feindpiloten in Form von Daten erfaßt und ausgewertet. Je mehr dieser also versucht, sich überraschend, unvorhersehbar oder »originell« zu verhalten, umso detaillierter wird dadurch sein »Profil«, umso besser wird sein Verhalten vorhersagbar, und umso sicherer steht seine Zukunft schon fest – nämlich abgeschossen zu werden. Und andererseits wird die Flugbahn des Geschosses laufend im Hinblick auf seine eigene Vergangenheit und Zukunft nachkorrigiert, damit ein solches Treffen zustande kommt. Der »Präsentismus« dieses Regelungsprozesses besteht darin, ununterbrochen Spuren der Vergangenheit und Ziele einer bereits ausgemachten Zukunft zu einer Gegenwart zusammenzuziehen, die beide unter Zeit- und Entscheidungsdruck korreliert, so daß nur noch diese Gegenwart zählt.

Mit der Herausbildung digitaler Kulturen ist solche Prädiktion zum maßgeblichen Geschäftsmodell geraten. Wo die Verknüpfung vergangener Datenspuren mit künftigen Subjektivierungen uns über unsere Wünsche und Begehren, über wahrscheinliche Einkäufe, naheliegende Freunde oder empfehlenswerte Meinungen belehrt, scheint sie immer nur zu versichern, daß die Zukunft nie offen war. Während es zum Versprechen der Aufklärung gehörte, Zukunft (zumindest prinzipiell) unabhängig von Herkunft und darum als individuell gestaltbar zu denken, beruhen Prädiktionen darauf, daß Individuierung nur bedeutet, daß wir uns selbst nicht entkommen und Zukunft auf einer immer schon unausweichlichen Selbstähnlichkeit beruht, die die Maschinen nur besser durchschauen als wir selbst. Solche Formen des Ähnlichkeitszwangs, der irreduzibel in den Algorithmen der Mustererkennung selbst liegt, sind immer wieder als »homophil«, »rassistisch« oder »diskriminierend« kritisiert worden, und die kanadische Medientheoretikerin Wendy Chun geht so weit, sie in eine eugenische Traditionslinie einzureihen.

Das sah die Kybernetik der 1950er noch anders. Wiener selbst hatte die Zeitsemantik der Prädiktion als »nichtdeterministische Teleologie« charakterisiert: als eine ebenso paradoxe wie zuverlässige Konstellation, innerhalb derer erwünschte Zukünfte einfach gesetzt werden können und dann mit größter Sicherheit auch eintreten, gerade *weil* die Wege in diese Zukünfte delegiert und daher ignoriert werden können. Das war ein politisch höchst attraktives Modell, weil es sich nicht nur technokratisch deuten ließ, sondern auch als Möglichkeit zu einem neuen »Humanismus«. Dieser sollte darin bestehen, sich über »menschliche« Ziele zu verständigen, diese zu setzen und ihre Realisierung dann an die neuen Maschinen abzugeben, die sie (gewissermaßen »zielsicher«) verwirklichen und es dabei hoffentlich besser machen würden. Daß die zielführenden Wege dabei in *black boxes* verschwinden, wurde weniger als Intransparenz denn als Entlastung begriffen, die »dem Menschen« einen Souveränitätsgewinn bei der Aushandlung und Setzung von Zukünften versprach.

Es wäre sicherlich lohnend, solche Hoffnungen im Kontext zeitgleicher geschichtsphilosophischer Überlegungen zu betrachten, wie etwa denjenigen Reinhard Kosellecks, der (zwischen einem vergangenen Weltkrieg und einem beginnenden Kalten Krieg) mit der Rekonstruktion der modernen Zeitsemantik einer offenen Zukunft zwischen »Kritik« und »Krise«, zwischen Prognostik und Terror begann. Während Kosellek die Zukunft als das unverratbare Geheimnis der Moderne seit der »Sattelzeit« um 1800 entziffert, das an die systematische Stelle der Souveränität rückte, ist die Zukunft bei Wiener immer schon gesetzt, und es sind kybernetische Regelkreise, die die systematische Stelle des Geheimnisses in der Gegenwart besetzen.

IV. Die Epoche des Digitalen

Die maßgeblichen Narrative, durch die sich »Digitalisierung« bis heute selbst begreifen kann, entstanden historisch wenig später, im Verlauf der späten 1960er und frühen 1970er Jahre. Dabei ist es nicht ohne Ironie, daß ausgerechnet die Geisteswissenschaften eminenten Anteil an der Erfindung genau jenes geschichtsphilosophischen Selbstverständnisses von »Digitalisierung« hatten, als dessen Verlierer sie ein halbes Jahrhundert später dastehen. Denn abseits der Austragungsorte von »Dringlichkeit« und des Ringens um politische Aufmerksamkeit, um eine überzeugende »burn rate« an Fördergeldern oder um Lufthoheit im Bereich »Innovation« werden ihnen allenfalls noch Reservate wie »Ethik«, »Kulturkritik«, »Reflexionswissen«, »Transferprojekte« oder eigene Startups wie »Digital Humanities« zugestanden.

Für diese Narrative jedenfalls mußten zum einen »Medien« (und zwar »digitale« oder wie man damals sagte: »elektronische« Medien) als Subjekt des historischen Prozesses identifiziert werden, der dadurch auf ein sichtbares Objekt in Form »neuer Technologien« zurückgeführt werden konnte. Zum anderen mußte die Gegenwart als eine identifiziert werden, die nach sofortiger Intervention im Hinblick darauf verlangt, daß diese neuen Technologien bereits unbemerkt mit einem fundamentalen und alle Lebensbereiche umfassenden Umbau der Welt begonnen haben.

Beide Argumente hatte der Medientheoretiker Marshall McLuhan in den frühen 1960er Jahren geliefert und dadurch die Prominenz eines Popstars erlangt. Unterschiedliche Medien, so McLuhan, bilden die je historische Möglichkeitsbedingung, das mediale Apriori unseres Denkens, Fühlens, Handelns und Wissens und verbürgen als »Leitmedien« die Kohärenz aller Ausdrucksformen einer Epoche. Diese Kopplung von Epochalität an mediale Regime hat historiographische Konsequenzen. Weil Medien selbst nur durch Medien beobachtbar sind, können sie immer nur im »Jetzt« des Medienumbruchs beschrieben werden. Es braucht gewissermaßen immer einen letzten Beobachter aus der untergehenden Welt (hier eben McLuhan selbst), der diesen Moment des Umbruchs gerade noch mit brillanter Gelehrsamkeit beobachten und Auskunft über den Epochenwandel geben kann. Die Legitimität des Medienkritikers und die Macht des Medienverstehers hängen insofern davon ab, daß dieser »Umbruch« nie aufhört, sondern immer »jetzt«, im Augenblick der Äußerung stattfindet. Der schlichte Grund dafür sind die Medien und ihre mentalitätsprägende Kraft selbst: denn ebenso wenig wie man eine künftige, »neue« Medienepoche imaginieren kann, wenn man noch in der »alten« denkt und lebt, wird man eine vergangene Medienepoche noch verstehen können, wenn die darauf folgende erst einmal verwirklicht ist. Medien zu verstehen (so McLuhans Buchtitel von 1964) ist außerhalb des »Jetzt« ein Ding der Unmöglichkeit.

Solche waghalsigen Theoreme fielen dort auf fruchtbaren Boden, wo es um 1970 um die Formulierung der neuen Meistererzählung eines »postindustriellen«, »postmodernen«, »technetronischen« oder »elektronischen« Zeitalters unter amerikanischer Hegemonie ging. Einerseits paßten die Versprechen neuer Medien (Ende von Nationalismen und industrieller Ausbeutung, Pluralisierung von Weltbildern, lebenslanges Lernen, Individualisierung usw.) gut zur westlichen Behauptung der eigenen Ideologiefreiheit. Andererseits war das Argument eines durch Medien bereits eingeleiteten (und dadurch auch steuerbaren) Epochenwechsels enorm attraktiv. Es stellte in Aussicht, die Konkurrenz im »Wettlauf der Systeme« zu gewinnen, indem man einfach das Spielfeld vom industriellen zum elektronischen Zeitalter wechselt. Computerisierung, Digitalisierung und Vernetzung stellten als antikommunistische Strategie einen »westlichen« Systemgewinn in Aussicht, weil dort – so konnte man dank McLuhan behaupten – eine neue weltgeschichtliche Epoche bereits begonnen habe.

Die Ausarbeitung dieser Agenda hatte ab 1964 die »Kommission für das Jahr 2000« an der *American Academy of Arts and Sciences* übernommen. Ausgehend von Szenarien darüber, wie der Westen im Jahr 2000 diese neue Epoche dominieren würde, übersetzten die Propheten des Post-Industrialismus die medien- und geschichtsphilosophischen Thesen McLuhans in die Sprache von quantitativer Soziologie und Politikberatung und anschließend in konkrete Wirtschafts- und Innovationsförderung. In ihrem Selbstverständnis sahen sie sich dabei in keiner geringeren Rolle als die *Philosophes* der Aufklärung, nämlich als Gestalter von Sozialität und Politik, Philosophie und Wirtschaft für eine grundlegend andere Welt. Die These

vom Apriori der Medien war dafür zentral, denn ihr zufolge mußte erst einmal nur in technologische Innovation investiert werden, damit sich der Rest dann durch diese wie von selbst einstellen würde. Mögen die Details eines solchen Epochenwandels auch verschlossen sein – man weiß zumindest, wie man ihn zielsicher herbeiführt: nämlich durch das, was später dann »Digitalisierung« heißen wird. Das erzeugte politischen Handlungsdruck, weil der Umbruch (und damit die Zukunft) ja bereits begonnen hat. Wie bei einem kybernetischen Flugabwehrgeschütz waren damit Ziel und Regelungsinstanz (oder »Stellglied«) ausgemacht: die postindustrielle Zukunft wird über digitale Technologien erreicht werden, deren Entwicklung und Verbreitung einer ununterbrochenen Evaluation und Regulation in der Gegenwart bedarf. McLuhans Dringlichkeit des Medienverstehens im »Jetzt« wurde durch die Dringlichkeit von Medientechnologie-Förderung im »Jetzt« ersetzt, als deren (verzichtbare) Kritiker sich die Geisteswissenschaften fortan – unglücklicherweise durch ihre eigenen Argumente – zurückgestuft fanden.

V. Aporien der Medienkritik

Diese Erzählungen des Kalten Krieges konnten sich, weil sie endlos wiederholt und politisch umgesetzt wurden, über ein halbes Jahrhundert hinweg zur *self-fulfilling prophecy* entwickeln. Digitale Kulturen und die mit ihnen verbundenen, grundlegenden sozio-technischen Umwälzungen sind unversehens zu einer Wirklichkeit geronnen, ohne daß der Präsentismus einer Rede von unausweichlichen Bedingungen für eine ganz andere Zukunft darum aufgehört hätte. Nirgends wird daher mehr von Zukunft gesprochen als dort, wo sie durch ihre eigene Unausweichlichkeit abhandengekommen ist. Das »Silicon Valley«, das in den frühen 1970ern erfunden wurde und seitdem in keiner sogenannten politischen »Vision« fehlen darf, ist der Gewinner dieses Präsentismus. Nach wie vor kann es sich und seine Produkte als Ausstatter eines neuen Zeitalters empfehlen, weil Software, Datennetze und PCs von Beginn an gebaute, gewissermaßen in Silikon inkarnierte Medientheorie und Geschichtsphilosophie waren. Seinen ökonomischen Motor bildet seitdem präzise die Paradoxie einer »ganz anderen« und zugleich schon unausweichlichen Zukunft, über die immer »jetzt« als Anschaffung und Einsatz von Technologien entschieden werden muß.

Auf ironische Weise hat sich die US-amerikanische Epochenbehauptung des Digitalen dann in die Gründungsszene der deutschsprachigen Medientheorie eingeschrieben, die anschließend als »German Media Theory« wieder re-importiert werden konnte. Nachdem die dominante »Kritische Theorie« mit einem ideologisch unzuverlässigen, katholischen Essayisten wie McLuhan während der 1970er wenig anfangen konnte, sorgte Friedrich Kittler für eine verspätete deutschsprachige Rezeption des medialen Apriori. Diese schloß nicht nur provokativ das nahende Ende der Geisteswissenschaften ein, sondern verwandelte den »synthetischen« Epochenwandel der Politik- und Wirtschaftsberater des Kalten Krieges in eine »analytische« Forschungsagenda namens Medienwissenschaft. Dabei wurde erneut die Figur des »letzten Beobachters« (nun in Hegelianischer Spielart) reklamiert. Denn was der eigenen, historisch noch zutiefst gelehrten Beschreibung der gegenwärtigen Lage ab dem Moment der eigenen Äußerung folgen werde, seien (so Kittler) nur noch »Kästen, die als künstliche Intelligenzen von uns Abschied nehmen, zu namenlosen Oberkommandos unterwegs.« Damit schließt sich ein Kreis, innerhalb dessen die geschichtsphilosophischen Szenarien des Kalten Krieges zu einer (fortan nicht mehr befragten) Grundannahme der Analyse ihrer eigenen Verwirklichung geraten sind. »Kritik« hieße daher wahrscheinlich, diese historischen

Möglichkeitenbedingungen (und damit Grenzen) der Medienkritik der sogenannten »Digitalisierung« wieder sichtbar zu machen.

In diesem Sinne gäbe es mindestens zwei Gründe, die geteilten (geschichts-)philosophischen Grundlagen von Apologeten und Kritikern der »Digitalisierung« zu durchkreuzen. Erstens ist der behauptete epochale Umschlag durch Technologien zutiefst widersprüchlich: »Digitalisierung« soll zwar überraschende und unabsehbare Qualitäten entfalten – zugleich wird aber (in kybernetischer Tradition) insgeheim vorausgesetzt, daß dies am Ende genau diejenigen Qualitäten sein werden, die man sich gewünscht hat. »Digitalisierung« ist insofern auch eine Sache des Narzißmus und seiner Kränkungen. Und zweitens hat sich »Digitalisierung« bereits seit 50 Jahren verwirklicht und dabei tatsächlich die Begriffe, Konzepte und Narrative anachronistisch werden lassen, in denen sie verstanden oder gar gesteuert werden sollte. Diskussionen über »vernünftigen« Gebrauch, Beratungen zu »ethischen Leitlinien« oder Verhandlungen von »Zukunftsszenarien« versagen insofern weniger an der *Zukunft* der »Digitalisierung« als gerade an deren *Gegenwart*. Die zahllosen Phänomene dieser veränderten Wirklichkeit verlangen daher weniger Epochenbehauptungen als vielmehr Aufmerksamkeit, Neugier und Genauigkeit als Grundlage von Kritik – ebenso wie sie andere Begriffe, Konzepte und Narrative benötigen als diejenigen des Kalten Kriegs oder selbst der Moderne. Dies würde die Herausforderung der *Bescheidenheit* einschließen, Digitale Kulturen besser zu verstehen, statt immer nur zu behaupten, daß diese – ob nun im Guten oder im Schlechten, ob in affirmativem oder »kritischem« Gestus – gerade »jetzt« auf dem Spiel stehen.

Literatur

- Anders, Günther. *Die Antiquiertheit des Menschen. Band I: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. Munich: Beck, 1956.
- Barbrook, Richard. *Imaginary Futures: From Thinking Machines to the Global Village*. London: Pluto Press, 2007.
- Bell, Daniel. *The Coming of Post-Industrial Society: A Venture in Social Forecasting*. New York: Basic Books, 1973.
- Bell, Daniel et al., eds. *Toward the Year 2000: Work in Progress*. Cambridge, MA.: The American Academy of Arts and Sciences, 1967.
- Beyes, Timon and Claus Pias. "The Media Arcane." *Grey Room*, 75 (2019): 84–107.
- Blumenberg, Hans. *The Legitimacy of the Modern Age*. Trans. Robert M. Wallace. Cambridge, MA: MIT Press, 1983.
- Brzeziński, Zbigniew. *Between Two Ages: America's Role in the Technetronic Era*. New York: Viking, 1970.
- Flusser, Vilém. *Into the Universe of Technical Images*. Trans. Nancy Ann Roth. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2011.
- Kittler, Friedrich A. *Gramophone, Film, Typewriter*. Trans. Geoffrey Winthrop-Young and Michael Wutz. Stanford: Stanford University Press, 1999.
- Koselleck, Reinhart. *Critique and Crisis: Enlightenment and the Pathogenesis of Modern Society*. New York: Berg, 1988.
- Kraus, Karl. *Untergang der Welt durch schwarze Magie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989.
- McLuhan, Marshall. *The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man*. Toronto: University of Toronto Press, 1962.

- McLuhan, Marshall. *Understanding Media: The Extensions of Man*. New York: McGraw Hill, 1964.
- Postman, Neil. *Amusing Ourselves to Death: Public Discourse in the Age of Show Business*. New York: Viking, 1985.
- Rushkoff, Douglas. *Present Shock: When Everything Happens Now*. New York: Penguin 2014.
- Sprenger, Florian. "Zu einer platonischen Rekurrenzfigur der Medienkritik." In *Sinne – Technik – Inszenierung*. Ed. Andrea B. Braidt et al. Cologne: Böhlau, 2010. Pp. 53–67.
- Touraine, Alain. *The Post-Industrial Society*. Trans. Leonard F. X. Mayhew. London: Wildwood House, 1974.
- Wiener, Norbert. *Extrapolation, Interpolation, and Smoothing of Stationary Time Series, with Engineering Applications*. Cambridge, MA.: MIT Press, 1949.